

SALVADOR FELIP



SÜNDEN
SCHULD

Kriminalroman

»Dann musst du mit Molina sprechen«, erwiderte der Comisario und schüttelte den Kopf. »Halte dich an den Dienstweg.«

»Und wenn er mir die Verstärkung verweigert?«

»Dann bleibt ihm wohl nichts anderes übrig. Du weißt ja, wie die Lage im Sommer ist«, erwiderte Leiza und hob zum Zeichen seiner Machtlosigkeit die Arme. »Wir sind am Limit.«

»Dieser Fall ist ziemlich speziell, da liegt noch viel Arbeit vor uns.«

»Wenn es keine Verstärkung gibt, musst du den Fall eben allein bearbeiten, bis Subinspector Alameda aus dem Urlaub zurück ist. Lass irgendeinen Schritt aus und improvisiere ein wenig.«

»Improvisieren ist nicht so mein Ding.«

»Jesús, du arbeitest wirklich extrem methodisch und detailversessen, aber manchmal bist du einfach zu gewissenhaft. Ich habe dir schon mehrfach gesagt, dass es dir an Intuition fehlt, um aus dir einen hervorragenden Polizisten zu machen. Lass dich mal vom Spürsinn eines Detektivs leiten. Du kannst ja nicht mal scheißen gehen, ohne jede einzelne Kloschüssel zu inspizieren.«

»Das ist nun mal meine Vorgehensweise«, konterte Arteaga hartnäckig.

»Ich weiß, aber wenn Molina niemanden hat, der dich unterstützen kann, dann musst du eben allein zurechtkommen«, stellte der Comisario klar. »Sonst noch was?«

»Nein.«

»Gut, dann halt mich auf dem Laufenden«, beendete Leiza das Gespräch und griff wieder zu dem Dokument, das er gelesen hatte, bis Jesús ins Büro gekommen war.

Arteaga blieb noch einen Moment sitzen und überlegte, ob er hartnäckig bleiben sollte, doch dann stand er auf und ging zu seinem eigenen Schreibtisch. Er sah sich kurz um und entdeckte Molina, der neben dem Kaffeeautomaten stand und sein Haar richtete, während er mit der jüngsten Polizistin der Abteilung plauderte. Wahrscheinlich prahlte er gerade mit seinem kometenhaften Aufstieg und versuchte, sie in die Kiste zu bekommen. Also eine gute Gelegenheit, ihn zu stören. Nach kurzer, aber reiflicher Überlegung gelangte Jesús jedoch zu dem Schluss, dass er lieber die Ermittlungen allein weiterführte, als seinen Chef um einen Gefallen zu bitten, zumindest für den Moment. Wenn er später merkte, dass ihm das Ganze zu viel wurde, konnte er immer noch mit Molina sprechen.

Nach dieser Entscheidung zog er ein Blatt zwischen den Stapeln von Papieren und Akten hervor, die den größten Teil seines Schreibtischs bedeckten. Es war die To-do-Liste mit allen Ermittlungsschritten, die er am Vortag aufgestellt hatte. Jede Zeile begann mit einem Kästchen, das Jesús ankreuzte, wenn der Punkt erledigt war. Ein Blick genügte, um zu sehen, dass die meisten Kästchen noch leer waren. Er seufzte und überflog die Liste, bis er an einer Zeile hängen blieb: *Überprüfen, ob Opfer aktenkundig.*

Jesús legte das Blatt auf den Tisch zurück, loggte sich in die Datenbank der Polizei ein und fragte die Daten des Opfers ab. Wie er nicht anders vermutet hatte, gab es keine Vorstrafen. Die Frau hatte auch nie eine Anzeige erstattet. Arteaga druckte das Ergebnis aus und steckte den Ausdruck in die Aktenmappe, die er für den Fall angelegt hatte. Erst danach kreuzte er das betreffende Kästchen auf seiner Liste an.

Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte, und auf dem Display erschien die Nummer der Zentrale.

»Ja?«

»Ich habe hier einen Journalisten, der den leitenden Ermittler im Fall der ermordeten Frau sprechen will«, erklärte der diensthabende Beamte, dessen Aufgabe darin bestand, die eingehenden Anrufe weiterzuleiten.

»Für Pressekontakte ist Molina zuständig.«

»Ich weiß, und ich habe ihn schon angerufen, aber er geht nicht ran«, erklärte der Kollege.

Arteaga blickte auf und hielt nach seinem Chef Ausschau, der noch vor einem Moment am Kaffeeautomaten gestanden hatte. Auch an seinem Schreibtisch saß er nicht, sein Mobiltelefon lag auf einem Stapel Akten, und das typische Blinken zeigte den verpassten Anruf an.

»Gut, stellen Sie durch«, gab Jesús schließlich seufzend nach.

»In Ordnung«, sagte der Polizist, und es folgte ein kurzes Piepen, dass das Gespräch weitergeleitet wurde.

»Inspector Arteaga.«

»Guten Tag«, grüßte eine männliche Stimme zögerlich am anderen Ende der Leitung. »Sind Sie der Inspector, der im Fall der Frau ermittelt, die vor zwei Tagen ermordet wurde?«

»Ja, der bin ich. Was kann ich für Sie tun?«

»Hm ... Also. Unsere Redaktion hat eine Information bezüglich des Falls erhalten, und wir hätten gern eine offizielle Bestätigung, ehe wir sie veröffentlichen. Außerdem wüssten wir gern, ob die Information unter das Ermittlungsgeheimnis fällt.«

»Was für eine Information?«

»Dem Opfer wurden die Ohren abgeschnitten.«

»Woher haben Sie das?«, fragte Jesús nach kurzem Schweigen.

»Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen meine Quelle nicht nennen.«

»Das sollten Sie sich besser noch einmal überlegen. Ich will wissen, wer Ihnen diese Information gesteckt hat.«

»Dann ... Dann stimmt es?«, vergewisserte sich die Stimme am anderen Ende der Leitung, und der ängstliche Tonfall brachte Jesús ins Grübeln.

»Für welche Zeitung schreiben Sie?«, fragte er, während er aus der Papierflut auf seinem Schreibtisch einen Kugelschreiber fischte.

Die Verbindung brach ab.

Jesús legte den Hörer auf. Er trommelte mit der einen Hand auf den Schreibtisch und ließ mit der anderen den Kuli Pirouetten drehen, den Blick noch einige Sekunden auf das Telefon gerichtet. Dann griff er wieder zum Hörer und wählte die Nummer der Zentrale.

»Ja?«, meldete sich der Kollege.

»Du musst mir einen Gefallen tun«, sagte Arteaga. »Versuch, die Nummer herauszufinden, von der eben der Anruf kam.«

»Gut, ich versuche es und sag dir Bescheid.«

Jesús legte auf und griff nach einem leeren Blatt Papier. In die linke obere Ecke notierte er Datum und Uhrzeit des Anrufs, dahinter vermerkte er: *Anruf eines angeblichen Journalisten*. Unter diese erste Zeile schrieb er alles, was ihm zu dem Gespräch einfiel: *männlicher Anrufer, erwachsen, zwischen dreißig und fünfzig; will Bestätigung, dass dem Opfer die Ohren abgeschnitten wurden. Zentrale soll Anschluss ermitteln*. Er überflog die Notiz und kaute am Kugelschreiber, dann ergänzte er die erste Zeile noch um das Wort *nervös* und versah es mit mehreren Ausrufezeichen.

Man hatte entschieden, über die Verstümmelung der Leiche nichts nach außen dringen zu lassen, aber wie jeder andere Polizist wusste auch er, dass Details, die unter das Ermittlungsgeheimnis fielen, zuweilen durchsickerten. Es war nicht das erste Mal, dass ihn ein Journalist anrief und bat, eine Information zu bestätigen, um der Konkurrenz mit einem Exklusivbericht zuvorzukommen. Doch ein echter Reporter legte nicht auf, wenn man ihn fragte, für welche Redaktion er arbeitete. Wenn der Anrufer jedoch kein Journalist war ... Wer zum Teufel war er dann? Was hatte er mit dem Fall zu tun?

Wieder klingelte das Telefon.

»Hast du schon was?«, fragte Arteaga, der sofort zum Hörer gegriffen hatte.

»Aber hallo!«, sagte eine weibliche Stimme. »Das ist ja wohl Telepathie, oder?«

»Hallo, Marta«, grüßte Jesús, als er die Stimme der Gerichtsmedizinerin vernahm. »Entschuldige, ich habe einen anderen Anruf erwartet.«

»Das klingt ja, als wärst du bis zum ...«

»Du weißt ja, wie die Lage im August ist. Halb so viel Personal, aber genauso viel Arbeit. Wie sieht es bei dir aus?«

»Wir haben die Obduktion in deinem Fall abgeschlossen, deshalb rufe ich an«, sagte Marta. »Hast du heute Vormittag einen Moment Zeit? Vergiss nicht, du schuldest mir noch einen Kaffee.«

»Ich schulde dir einen Kaffee und du mir ein Lächeln«, stellte Jesús klar. »Natürlich, gib mir eine halbe Stunde.«

Padre Martín stand noch einen Augenblick in der Telefonzelle. Der Inspector hatte zwar die Behauptung des Unbekannten aus dem Beichtstuhl nicht eindeutig bestätigt, aber sein Tonfall und sein Interesse an der Informationsquelle verrieten, dass die Geschichte mit den abgeschnittenen Ohren der Wahrheit entsprach. Diese Erkenntnis ließ die brüchige Mauer der Hoffnung einstürzen, die Martín in den letzten Stunden um sich errichtet hatte. Als er nach reiflicher Überlegung sechs Straßenzüge weiter zu einer Telefonzelle ging, war er noch davon überzeugt gewesen, dass die Polizei die Information auf irgendeine Weise dementieren würde. Das hätte ihm erlaubt, sich erneut an den Gedanken zu klammern, der Typ aus dem Beichtstuhl wäre nur ein Scherzbold.

Ein trockener Kommentar wie »Wer hat Ihnen denn diesen Blödsinn erzählt?« hätte genügt, um Padre Martín erleichtert aufatmen zu lassen. Doch stattdessen schien der Polizist die vermeintlich undichte Stelle ernst zu nehmen. Zumindest so ernst, dass Padre Martín dicke Schweißperlen auf der Stirn standen.

Bevor er die Telefonzelle verließ, sah er sich nach allen Seiten um. Er bildete sich ein, beobachtet zu werden, dabei schien niemand seine Anwesenheit wahrzunehmen.

Gemächlich ging er zur Pfarrei zurück und versuchte, allerdings vergeblich, seine sorgenvollen Gedanken zu besänftigen. Bei jedem Schritt hämmerte die Vorstellung in seinem Kopf, dass ein Mörder seine Augen auf ihn gerichtet hatte.

Es stimmt also, dachte er. Das kurze Telefonat mit dem Inspector hatte ihn davon überzeugt, dass der Unbekannte bereits getötet hatte und beabsichtigte, weiter zu morden.

»Sie sind aber erst am Ende dran.« Die letzten Worte, die er im Beichtstuhl gehört hatte, hallten Martín im Kopf wider, und ihm lief ein Schauer über den Rücken. Immer wieder fragte er sich, wann dieser Zeitpunkt sein würde, wann der Mörder plante, sich über sein Opfer herzumachen.

Er sah sich um und hielt nach einem Gesicht Ausschau, das er jedoch nicht identifizieren konnte. Wie sah denn ein Mörder aus? Zog sich eine Narbe über sein Gesicht, das zu einer sadistischen Grimasse verzerrt war? Hatte er einen Blick wie diese Psychopathen, die die Kinoleinwände bevölkerten? Bestimmt nicht. Gewiss war es nur eines von vielen Gesichtern, unmöglich zu erkennen.

Padre Martín ging schneller, ohne sich zu entspannen. Schweißgebadet wegen der stickigen Hitze und nervös vor lauter Anspannung betrat er die Kirche. Erst dort beruhigte sich sein hektisches Atmen. Nach einer Weile ging er durch den Mittelgang zum Altar und kniete in der ersten Bankreihe nieder. Er zog den Rosenkranz aus seiner Hosentasche und umklammerte ihn, dann schloss er die Augen und sprach ein Bittgebet nach dem anderen.

Was kann ich tun?, fragte er sich nach jedem Vaterunser. Nach einer Reihe von Stoßgebeten, die sein Gemüt nicht besänftigen konnten, wurde ihm bewusst, dass in seinem Kopf ein neues Gebet Gestalt annahm: Er bat Gott, ihn zu beschützen – und schämte sich sogleich dafür. Er war stets davon ausgegangen, bei Priestern sei der Glaube tief genug, um sie in jeder Situation zu leiten und ihnen Halt zu geben, wenn ihr letztes Opfer bevorstand. Nun aber musste Martín sich eingestehen, dass er keineswegs darauf vorbereitet war, dem Tod entgegenzutreten. In einer anderen Situation hätte er die Idee sogar komisch finden können – ein Priester, den die Vorstellung entsetzte, seinem Schöpfer zu begegnen. Nach zwanzig Jahren, in denen er vom Jenseits gepredigt hatte, von dem Paradies, das gute Christen nach dem Tod erwartete, betete er tatsächlich zum Herrgott, damit er ihn am Leben ließe. In dem Augenblick konnte er sich kein pathetischeres Verhalten vorstellen.

»Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich«, flüsterte er fast tonlos, ohne dass diese Worte ihn besänftigen konnten. Trotz seines konzentrierten Betens drängte sich das Bild des Mörders in seine Gedanken, dessen verschwommenes Gesicht wie eine possenhafte Fratze wirkte. Selbstbewusst und ungerührt von der Heiligkeit des Ortes kam er durch den Mittelgang immer näher ...

Als Martín eine Hand auf seiner Schulter spürte, schrie er auf und drehte sich so hektisch um, dass er fast auf die Bank fiel.

»Alles in Ordnung mit dir?«

Padre Hurtado betrachtete ihn mit weit aufgerissenen Augen und augenscheinlicher Sorge. Das Messbuch in der einen Hand, hing die andere in der Luft an der Stelle, wo kurz zuvor Martíns Schulter gewesen war.

»Herr im Himmel! Du bist ja kreidebleich!«, sagte Padre Hurtado. Er griff nach Martíns Arm, um ihm zu helfen, sich aufrecht hinzusetzen. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Es ist nichts weiter«, stieß Padre Martín hervor, der immer noch starkes Herzklopfen hatte.

»Mir scheint, du bist krank.« Padre Hurtado legte ihm eine Hand auf die Stirn, um die Temperatur zu fühlen. »Du bist ganz heiß, du hast bestimmt Fieber. Am besten gehst du nach Hause und legst dich ins Bett.«

»Ich komme gerade von draußen«, rechtfertigte sich Martín. »Es ist bestimmt nur ein kleiner Hitzschlag, der gleich wieder vorbei ist.«

»Jetzt sei nicht so stur. Ich kümmere mich um die Messe und schließe heute Abend die Kirche ab, und du gehst jetzt nach Hause und ruhst dich aus. Sicher geht es dir morgen wieder besser.«

Martín machte den Mund auf, um etwas zu entgegnen, doch nach kurzer Überlegung nickte er ergeben. Normalerweise hätte er nicht zugelassen, dass Padre Hurtado zu später Stunde die Kirche abschloss. So wie es um dessen Gedächtnis bestellt war, schien es durchaus möglich, dass er alles vergaß und sich bis in die frühen Morgenstunden in der Sakristei in seine Lektüre vertiefte. Doch er befand, dass es ihm guttäte, sich einen Tag von seinen Pflichten freizunehmen und nach Hause zu gehen, um ungestört nachdenken zu können. Vielleicht könnte er in ein paar Stunden Ruhe die Angst bezwingen, die ihn so quälte.

»Du hast recht«, pflichtete er seinem Vorgesetzten schließlich bei. »Es geht mir wirklich nicht gut.«

»Geh nach Hause«, wiederholte Padre Hurtado, half ihm beim Aufstehen und begleitete ihn zum Ausgang.

»Bist du sicher, dass du mich nicht brauchst?«, fragte Martín.

»Ganz sicher, Martín. Schließlich bin ich noch nicht so alt, dass ich ohne dich keine Messe mehr abhalten könnte«, erwiderte der Priester und lächelte. »Sei unbesorgt!«

Martín nickte und bekreuzigte sich, bevor er sich auf den Heimweg machte. Draußen in der Sonne hielt er kurz inne. Plötzlich hatte er wieder das Gefühl, dass ein Augenpaar auf ihn gerichtet war, weshalb er in die Kirche zurückkehrte, an den Ort, an dem er sich bislang immer sicher gefühlt hatte. Er atmete mehrmals tief ein und aus und zwang sich schließlich, nach Hause zu gehen, in der Überzeugung, das Gefühl sei nur das Ergebnis seiner Angst.

Eine Überzeugung, die die Person, die ihn von der gegenüberliegenden Straßenseite aus beobachtete, keineswegs teilte.

»Dieser Kaffee schmeckt einfach zum Kotzen!«

Jesús Arteaga verzog angeekelt das Gesicht und stellte den Plastikbecher ab, nachdem er einen kleinen Schluck von dem bitteren, dunklen Gesöff getrunken hatte.

Marta saß ihm, wie versprochen, lächelnd gegenüber. Zwei Grübchen erschienen zu beiden Seiten ihres Mundes.